

Unverkäufliche Leseprobe



Karl Ubl
Die Karolinger
Herrscher und Reich

128 Seiten mit 3 Karten und 6 Stammtafeln.
Broschiert
ISBN: 978-3-406-66175-4

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/13151596>

I. Eine Dynastie macht Geschichte

Es gibt kaum eine Epoche der europäischen Geschichte, die so eng mit dem Namen einer Dynastie verknüpft ist wie das 8. und 9. Jahrhundert. Historiker sprechen vom Karolingerreich, von der Karolingerzeit, von karolingischer Kultur, karolingischer Renaissance, vom karolingischen Erbe, vom karolingischen Europa und von der karolingischen Wirtschaft. Die Dynastie drückte der Epoche scheinbar unverkennbar ihren Stempel auf. Doch ist es gerechtfertigt, ein Zeitalter in seiner Vielgestaltigkeit auf das Wirken der Königsfamilie zu reduzieren?

Bei der Beantwortung dieser Frage muss zuerst festgehalten werden, dass diese eingeschränkte Sicht nicht auf die Karolinger selbst zurückgeht. Die Vor- und Nachfahren Karls des Großen haben nämlich gar nicht versucht, sich durch einen Dynastienamen von der fränkischen Führungsschicht abzuheben. Der Begriff der «Karolinger» tauchte vielmehr erst zu einer Zeit auf, als die Herrschaft dieser Familie schon fast vorbei war. Ende des 10. Jahrhunderts wurde der Begriff für die letzten Nachfahren Karls des Großen geprägt, die über den Westen des ehemaligen Großreichs herrschten und sich gegen Könige aus anderen Familien zu Wehr setzen mussten. Richtig populär wurde der Begriff erst seit dem 11. Jahrhundert: Das Prestige, von dieser berühmten Dynastie abzustammen, stieg an, als die letzten direkten Nachfahren den Königsthron endgültig verloren hatten.

Die Karolinger haben sich dagegen nicht als Familie mit eigenem Namen herausgehoben. Karl der Große und seine Nachkommen verhielten sich so wie andere Familien aus der Elite des Frankenreichs. Es war durchaus üblich, spezifische Traditionen der Namensgebung in einer Familie zu pflegen und regelmäßig auf einen festen Bestand von Eigennamen zurückzugreifen: Namen wie Pippin, Karl und Karlmann signalisierten die Zugehörigkeit zur Dynastie. Familiennamen aber waren nicht gän-

gig. Von dieser Regel wichen die Merowinger ab, die fränkische Königsdynastie des 5. bis 8. Jahrhunderts. Sie hatten nicht nur einen Dynastienamen (*Merovingi*), sie hoben sich auch äußerlich ab, da sie ihre Exklusivität offen zur Schau stellten: Durch eine besondere Haartracht waren sie für alle auf den ersten Blick zu identifizieren. Wer über die Schulter fallendes, in der Mitte gescheiteltes Haar trug, war Mitglied der merowingischen Familie und hatte Anspruch auf das Königtum. Die Karolinger machten Schluss mit dieser Exklusivität, als sie im Jahr 751 das Königtum an sich rissen. Sie etablierten sich zwar in diesem Jahr faktisch als Dynastie, legitimierten ihre monarchische Herrschaft aber nicht in dynastischen Kategorien. Sie verstanden sich als Franken, als Angehörige dieses ehrwürdigen und traditionsreichen Volkes, das seit der Zeit um 500 das antike Gallien beherrschte. Es war ihr Ziel, die Vormachtstellung der Franken in einem multi-ethnischen Reich wieder zur Geltung zu bringen.

Warum beschränkt sich dann unsere Wahrnehmung dieser Zeit auf die Dynastie, warum verpassen wir jedem Aspekt dieser Epoche das Adjektiv «karolingisch»? Die Gründe dafür liegen zum Teil in der Sache selbst: Die Epoche wird von der «übermenschlichen» Persönlichkeit Karls des Großen überschattet. Er brachte die politischen Projekte seines Großvaters und Vaters zum erfolgreichen Abschluss, erweiterte beträchtlich die Grenzen des Reiches, erlangte im Jahr 800 die Kaiserkrone vom Papst und wurde bereits von seiner unmittelbaren Nachwelt zum vorbildhaften Herrscher stilisiert. Seine Zeit erfuhr im 9. Jahrhundert eine Glorifizierung als goldenes Zeitalter. Alle Nachfolger mussten sich an ihm messen. Deshalb wurde später die Abstammung von Karl dem Großen ein wichtiger Prestigefaktor in der Welt des europäischen Hochadels.

Ein weiterer Grund für die Fokussierung auf die Dynastie ist die Thronfolge im Frankenreich. Seit dem ersten merowingischen König galt die Regel, dass das Reich unter allen Söhnen des verstorbenen Königs zu gleichen Teilen aufgeteilt werden sollte. Auch wenn bereits die Merowinger diese Regel nicht selten missachtet oder kreativ umgedeutet haben, wurde sie nach

dem Dynastiewechsel von den Karolingern im Grundsatz übernommen. Dies hatte zur Folge, dass die Organisation des Frankenreichs in Teil- und Unterkönigreiche in erheblichem Maße vom dynastischen Zufall abhing. Die politische Ereignisgeschichte des 8. und 9. Jahrhunderts ist daher nur vor dem Hintergrund der Geschichte der Königsfamilie verständlich.

Im 20. Jahrhundert erfüllte die Fixierung auf die Dynastie aber auch eine politische Funktion. Seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs rückte das karolingische Europa als Vorbild für die Versöhnung des Kontinents in das Zentrum der Geschichtspolitik. Zeugnisse dafür sind der seit 1950 jährlich in Aachen verliehene Karlspreis für besondere Verdienste um Europa, große Ausstellungen (1965, 1999) und historische Fachbücher, welche die Karolinger als Gründerväter Europas vereinnahmten. Ansatzpunkt für diese politische Instrumentalisierung war die weitgehende Übereinstimmung der Grenzen zwischen dem karolingischen Frankenreich und der entstehenden Europäischen Union. Ebenso wichtig war der Vorbildcharakter Karls des Großen. Denn Karl stand nicht nur für die Union vieler Völker unter einer politischen Gemeinschaft, sondern vor allem für die kulturelle Einheit Europas. Seine berühmte Bildungsreform machte ihn zur idealen Gründerfigur für eine neue Union, die zwar aufgrund wirtschaftlicher Interessen entstand, sich dafür aber in den kleidsamen Mantel einer kulturellen Gleichgesinntheit hüllte. Karl der Große war somit nach 1945 zum Stifter der europäischen Kultur geworden.

Das Geschichtsbild vom karolingischen Europa war über lange Zeit so wirkmächtig, dass es die Sicht auf die gesamte Epoche des Frankenreichs bestimmte. Wenn die Karolinger die Einheit der europäischen Kultur herbeiführten, war es naheliegend, die erste fränkische Dynastie der Merowinger als barbarisch und kulturfern darzustellen. Das hohe Prestige der Karolinger hatte also eine Geringschätzung der Merowinger zur Folge sowie eine deutliche Abgrenzung zwischen der merowingischen und der karolingischen Epoche. Der Dynastiewechsel von 751 wurde damit zu einem Wendejahr der europäischen Geschichte hochstilisiert. Die Merowinger standen mit ihrer

langen Haartracht, ihrer Polygamie und ihrer dynastischen Exklusivität für ein barbarisches Zeitalter, welches durch die Karolinger im Bündnis mit dem Papsttum überwunden worden sei. Als der letzte merowingische König durch eine Anfrage des Thronaspiranten Pippin an den Papst abgesetzt wurde, sei ein dauerhaftes Bündnis zwischen der christlichen Kirche und dem Königtum geschmiedet worden, welches die Zivilisierung des Frankenreichs und die Erneuerung von Kultur und Bildung möglich gemacht habe. Das Geschichtsbild vom karolingischen Europa war – ebenso wie die Europaidee des 20. Jahrhunderts – christlich-katholisch gefärbt.

Diese Indienstnahme der Karolinger für die Schaffung europäischer Identität zog im letzten Jahrzehnt vermehrt Kritik auf sich, und dies zu Recht. Politisch ist der Rückbezug auf eine christliche Einheitskultur angesichts der kulturellen und religiösen Vielfalt des heutigen Europa nicht mehr opportun. Aber auch die Historiker haben mit dem Mythos des karolingischen Europa aufgeräumt. Europa war für die Zeitgenossen Karls des Großen nur ein geographischer Begriff für einen der drei Weltteile. Man wusste zwar sehr wohl, dass das Christentum aufgrund der islamischen Expansion aus den anderen beiden Weltteilen, Asien und Afrika, weitgehend verdrängt worden war und dass die «Sarazenen» durch die Eroberung Spaniens im Jahr 711 sogar einen Teil Europas beherrschten. Aber gerade weil das vergangene Jahrhundert als verlustreiche Epoche für die Christenheit wahrgenommen wurde, war eine Selbstbeschränkung auf Europa nicht denkbar. Als sich Karl zum Kaiser krönen ließ, begrenzte er sein Wirken gerade nicht auf Europa, sondern setzte sich mit erstaunlicher Weitsicht für die Christen im Heiligen Land ein. Er verstand sich fortan als Schutzherr für alle Christen, auch außerhalb Europas im Nahen Osten. Der geographische Begriff wurde daher nicht zu einem politischen Konzept umgemünzt. Der anonyme Dichter, der Karl zu Lebzeiten als «Vater» und «Leuchtturm Europas» bezeichnete, blieb eine vereinzelte Stimme.

Historiker stellen die Sonderstellung der Karolinger aber nicht nur deshalb in Frage, weil eine europäische Idee in der

Politik des 8. und 9. Jahrhunderts nicht existierte. Auch der Gegensatz von merowingischer und karolingischer Zeit wird nicht mehr in der Schärfe aufrechterhalten. Stattdessen betonen Historiker die Einheit der fränkischen Geschichte. Schließlich war es der merowingische König Chlodwig I. (481/82–511), der mit seiner Taufe die Franken zum Christentum bekehrte und somit in das weitgehend christianisierte Gallien integrierte. Seine Nachfolger gründeten Klöster, unterstützten die Bischöfe, setzten sich für kirchliche Belange ein und riefen Kirchenversammlungen ein, um den Lebenswandel des Klerus zu reformieren. An ihrem Hof wirkten Dichter und Heilige, Missionare und Rechtsgelehrte. Chilperich I. (561–584), ein Enkel Chlodwigs, schrieb sogar theologische Traktate und Gedichte und bemühte sich darum, das lateinische Alphabet um neue Buchstaben für germanische Laute zu erweitern. Die Bildungsreform Karls des Großen konnte somit an bedeutende fränkische Vorbilder des 6. und frühen 7. Jahrhunderts anknüpfen. Das Ausgreifen in rechtsrheinische Gebiete und nach Norditalien war bereits im 6. Jahrhundert erfolgt, auch wenn diese Eroberungen zum Teil nicht dauerhaft waren. Die Dynastie der Merowinger geriet zwar Ende des 7. Jahrhunderts in eine Krise, die fränkische Identität blieb aber im folgenden Jahrhundert weiterhin der Kern der politischen Gemeinschaft.

Die Kritik an der Vereinnahmung der Karolinger für Europa hat somit auch das Verhältnis zwischen den beiden fränkischen Königsdynastien zurechtgerückt. Die Merowinger waren nicht die Barbaren, als die man sie früher gern charakterisierte. Die Kritik am Europamythos hat jedoch zu Überreaktionen geführt. So ist es kaum angemessen, das karolingische Europa als «Missgeburt» (Jacques Le Goff) zu bezeichnen, weil die politische Einigung unter dem Vorzeichen des fränkischen Imperialismus stattgefunden habe. Damit werden anachronistische Maßstäbe angelegt. Denn das antike Rom, und damit die Idee des Imperialismus, blieb das ganze Mittelalter und weit darüber hinaus vorbildhaft. Als Karl das Imperium erlangte, wurde die fränkische Identität partiell ins Abseits gedrängt. Das Kaisertum Karls war ein römisch-christliches und kein fränkisches. Und auch

wenn der Europabegriff für die Karolinger keine identitätsstiftende Funktion hatte, wird man kaum bezweifeln können, dass das Frankenreich, und insbesondere die Figur Karls des Großen, für die weitere Geschichte des Kontinents von erheblicher Bedeutung gewesen ist.

Eine andere Reaktion auf die Verabschiedung vom Bild des karolingischen Europa besteht in der Betonung religiöser Motivation – und damit auch der Fremdheit des frühen Mittelalters. Seit den Anschlägen vom 11. September 2001 ist die Religion als Motiv für Kriege und politische Vergemeinschaftung verstärkt ins Blickfeld der historischen Forschung geraten. Besonders der Sachsenkrieg Karls des Großen scheint sich für eine solche Deutung anzubieten. Die ZDF-Produktion «Karl der Große und die Sachsen» (ausgestrahlt am 13.11.2010) in der zweiten Staffel über «Die Deutschen» bediente sich der Idee des Glaubenskrieges, um die beispiellose Brutalität des Herrschers bei der Unterwerfung Sachsens plausibel zu machen. Diese Deutung erfährt dadurch Bestätigung, dass sich im Lauf des 8. Jahrhunderts die Kriege der Franken immer öfter gegen Heiden richteten. Besonders die Jahre vor der Kaiserkrönung Karls des Großen zeigen diese Verschiebung mit aller Deutlichkeit. In dem Vierteljahrhundert vor 800 gab es dreimal so viele Heidenkriege wie Kriege gegen Christen. Zur selben Zeit drängte eine religiöse Legitimation der Kriegsführung immer stärker in den Vordergrund. Darin spiegelt sich nicht zuletzt eine Verschiebung in der Zusammensetzung des Heeres wider: Während im frühen 8. Jahrhundert die Franken gegen die anderen Völker im Frankenreich Krieg geführt und ihre Vormachtstellung wiederhergestellt hatten, scharte Karl der Große multi-ethnische Verbände um sich, die nicht mehr durch eine gemeinsame fränkische Identität zusammengehalten wurden. Am Awarenfeldzug von 791 beteiligten sich beispielsweise neben den Franken auch Sachsen, Thüringer, Friesen, Langobarden, Slawen und Bayern. Diese Armeen verband keine gemeinsame ethnische Identität mehr, sondern allein der christliche Glaube. Mit anderen Worten: Je erfolgreicher die Franken im 8. Jahrhundert Krieg führten, umso unbrauchbarer wurde die fränkische Identität für die

Legitimation der Kriegsführung. An ihre Stelle trat der gemeinsame Glaube.

Das Bild der Karolinger als Glaubenskrieger hat wie jede neue Deutung aber auch seine Grenzen. Was für eine Phase der Herrschaft Karls des Großen zutreffen mag, erweist sich für das Verständnis der frühen Karolinger wie auch für das 9. Jahrhundert als wenig geeignet. Nahm die auf Gebietserweiterung zielende Expansion bereits in den letzten Jahren Karls des Großen ein Ende, so hat sein Sohn Ludwig der Fromme Kriegsführung und Mission streng voneinander getrennt. Nach dem Tod Ludwigs (840) und dem Teilungsvertrag von Verdun (843) fanden militärische Auseinandersetzungen vermehrt wieder um die Hegemonie im Inneren des Frankenreichs statt, wie es schon für die Frühzeit des karolingischen Aufstiegs festzustellen ist.

Der Glaubenskrieg deckt also nur einen Aspekt in der karolingischen Geschichte ab, er lenkt aber den Blick auf das Ineinander von Politik und Religion, welches als ein wesentliches Charakteristikum des 8. und 9. Jahrhunderts betrachtet werden muss. Zum einen bildeten die kirchlichen Einrichtungen das Rückgrat des politischen Gemeinwesens. Die einzigen Institutionen des Frankenreichs waren die Bischofskirchen und Klöster, die über feste Residenzen, regelmäßige Steuereinkünfte, Gebäude und besoldetes Personal verfügten. Bischöfe und Äbte betrachteten sich als Helfer des Königs, der sie für die Verbreitung von Gesetzen, für die Bekanntmachung von Kriegszügen, für Gesandtschaften, Verbrechensbekämpfung und vieles mehr einsetzte. Zum anderen fand dieses Ineinander in der Theologisierung der Politik und der Politisierung von Theologie Ausdruck. Theologische Debatten fanden das Gehör des Herrschers und führten zu politischen Verwicklungen, während die Könige sich durch Salbung, Buße und Liturgie eine theologische Selbstdeutung gaben. Darüber hinaus setzte die Loyalität gegenüber dem König die Loyalität gegenüber religiösen Instanzen voraus. Der Treueid, den alle freien bzw. waffenfähigen Einwohner des Frankenreichs dem König leisten mussten und der Verpflichtungen dem König gegenüber überhaupt erst generierte, beruhte auf dem gemeinsamen Glauben, da jeder Eid auf Reliquien oder

auf die Evangelien geleistet wurde. Politische Herrschaft konnte folglich nur über Christen ausgeübt werden. Nichts zeigt dies deutlicher als die von den karolingischen Königen so häufig verwendete Formel, mit der sie ihre Untertanen ansprachen: *fideles Dei ac nostri*, die Gläubigen Gottes und die Getreuen des Königs. Die politische Ordnung baute somit auf einer religiösen Ordnung auf. Das Frankenreich war eines nicht: ein säkulares Gemeinwesen.

Wenn also eine Charakteristik des Frankenreichs unter den Karolingern besondere Hervorhebung verdient, so ist es die enge Verschränkung von Religion und Politik, kirchlichen Institutionen und Königtum, Theologie und Herrschaftsrepräsentation. Das Frankenreich näherte sich damit an die beiden anderen Großmächte der Zeit an, das islamische Kalifat und das römisch-christliche Kaisertum von Konstantinopel. Während ihres ›hundertjährigen‹ Krieges von 634 bis 740 hatten sie den jeweiligen Glauben verstärkt zur Herstellung und Festigung politischer Loyalität eingesetzt. Die Karolinger bedienten sich des gleichen Mittels, um ihren Aufstieg zu legitimieren und das Frankenreich durch Reformen in einem bislang nicht gekannten Ausmaß zu einen. Man hat daher zu Recht das karolingische Zeitalter als eine «Atempause im Ausbau der regionalen Welt» nach dem Untergang Roms (Patrick Geary) bezeichnet. Es war eine Atempause mit erheblicher historischer Wirkkraft.

[...]

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de